

Im Gefängnis

Autor(en): **Moeschlin, Felix**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **23.09.2024**

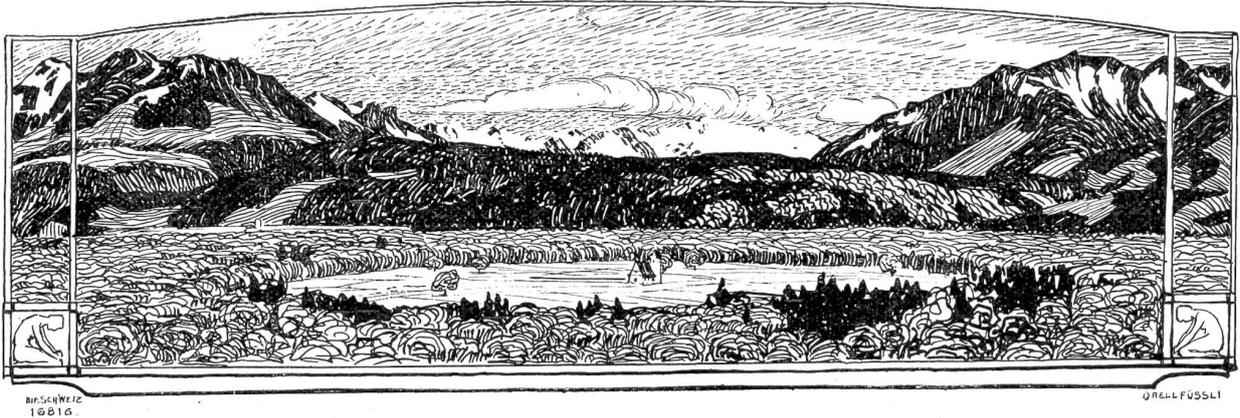
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575242>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

M. SCHWEIG
1881 G.

G. RELL-FÜSSL

Im Gefängnis.

Nachdruck (ohne Quellenangabe)
verboten.

Von Felix Moeschlin, Basel.

Das Gefängnis St. Hilaire zu Lyon war überfüllt. Jeden Tag schleppten die Jakobiner neue Opfer herein. In den feuchten Sälen stakten die Menschen funterbunt beisammen: Bauern, Ablige, Gelehrte, Nonnen, Priester, Handwerker, Dirnen. Und alle warteten auf den Tod. Denn sie wußten, daß die Guillotine aufgeschlagen war auf der Place des Terreaux.

Die Jakobiner machten kurzen Prozeß; denn es lag ihnen daran, ihre Feinde so schnell als möglich auf die Seite zu bringen. Nur in einem Saale blieben die Gefangenen länger beisammen, als es Brauch war. Warum, wußten sie nicht. Vielleicht hatte man sie vergessen. Vielleicht war ihre Biste verloren gegangen. Sie nahmen die Verzögerung auf wie ein Geschenk, von dem man weiß, daß es nicht das gibt, was man mit Angst und heißen Wünschen ersehnt. Das nicht das liebe Leben bringt, aber doch noch einige Stunden, einige Tage, die man bis an den Rand mit Gedanken füllt und mit Bildern der Erinnerung. Die man krampfhaft festhält und nur gezwungen aus den Fingern gleiten läßt, Minute um Minute wie ein Geizhals seine Goldstücke weggibt an einen Räuber, der mit drohend erhobener Pistole vor ihm steht.

An den ersten Tagen saßen die Gefangenen so weit auseinander, als sie konnten. Der Ablige nahm seine Spitzenmanschetten vor dem groben Kittel des Bauern in acht, und ängstlich vermied die Nonne jede Berührung mit den verlotterten Dirnen. Aber neue Gefangene kamen und drängten die alten Insassen näher zusammen. Und bald ließ sie die Gewißheit des nahenden Todes gleichgültiger werden gegen Neußerlichkeiten und menschlicher in ihrem Betragen gegeneinander. Es kam schon vor, daß der Ablige mit einem Bauern sein Stück Brot teilte und die Nonne einer Dirne ein Stück Linnen schenkte, daß sie eine eitrige Wunde verbinden könne. Es kam schon vor, daß ein Schreiner einem feinen Fräulein sagte, sie möge des Nachts ihren Kopf auf seine Brust legen statt auf den harten Boden.

Wochen gingen, und sie waren immer noch beisammen. Die Spitzenmanschette des Abligen war schmutzig geworden und hing in Fetzen herunter, und sein Kleid sah nun schlimmer aus als der grobe Kittel des Bauern. Zwischen Nonne und Dirne war kein Unterschied mehr

zu sehen, seitdem die Nonne zu kränkeln angefangen hatte und von dem Liegen auf dem feuchten kalten Steinboden am Körper wund geworden war. Und die Locken des feinen Fräuleins, die jede Nacht auf der Brust des Schreiners lagen, waren ebenso schmutzig und zusammengeklebt und wirr wie die Haarsträhnen ihres Freundes.

Und da geschah es an einem Abend, daß der Ablige aufstand und lange sinnend über seine Mitgefangenen blickte, als das schlechte Brot und die dürftige Suppe hereingebracht wurde, und er sah, wie sie brüderlich miteinander teilten und freundlich waren zueinander.

Da sah er zum ersten Male, daß alles Menschen seien und nicht Ablige und Nonnen und Bauern und Damen und Dirnen und Handwerker. Das kam ihm vor wie eine große merkwürdige Entdeckung, als nehme ihm ein Engel einen Schleier von den Augen und lasse ihn zum ersten Mal die wahre Welt schauen. Und so groß war das Staunen und Wundern in ihm, daß er vor Aufregung keine Worte fand, um auch den andern das Land zu zeigen, das wie durch einen Blitz erleuchtet vor ihm lag.

Aber als er sah, wie die Dirnen die kranke Nonne pflegten, da mußte er weinen.

Und als der Bauer zu ihm trat und ihm ein Stück Brot anbot, weil er heute noch nichts gegessen habe, mußte er wieder weinen. Und aß das Brot mit einer Andacht und süßem Gefühl, als sei es der heilige Leib Christi.

Und er weinte zum dritten Male, als er sah, wie das feine Fräulein dem Schreiner ein Frühlingslied sang, damit er nicht traurig werde im dunkeln Kerker und nicht immer an seine alte Mutter denke, die irgendwo verhungerte.

Als es Nacht war und alles finster im Gefängnis-saal und nichts mehr zu hören als leises Seufzen und Stöhnen und unverständliche Traumworte, da kam dem Abligen der Wille zum Sprechen; denn es ist gut zu reden in der Finsternis. Er meinte, vieles sagen zu müssen, und doch war es nur ein Satz, den er schließlich hervorbrachte und der alles enthielt, was seine Seele aus dem Leib herausrufen wollte. Und er sagte ihn so laut, daß auch die Schlafenden erwachten und

mit noch träumenden Sinnen vernahmen: „Warum haben wir nicht draußen im Leben so aneinander gehandelt?“

Alle hörten die Worte und wiederholten sie zuerst mechanisch, ohne sie zu verstehen, dann wieder, und jetzt traten die Worte schon mit all der Bedeutung in ihren Sinn, mit der sie in der Seele des Adligen beladen worden waren. Und sie wiederholten sie zum dritten Mal, und da war Aufruhr in ihnen und Erkenntnis.

Sie schliefen nicht mehr diese Nacht. Sie krochen nahe zusammen, die armen Menschen im Gefängnis St. Hilaire zu Lyon.

Und sie erzählten einander, wie sie zu leben gedächten, wenn sie die Freiheit wiedergewonnen haben würden. Helfen wollten sie einander, nicht schaden; lieben, nicht herrschen und verachten; einander Freude machen, nicht Kummer. Nur Freude, Freude! Damit das Leben voll Glück würde und jede Bürde leicht zu tragen.

So sprachen sie zu einander die lange Nacht, und ihre Hände lagen fest ineinander, und ihre Worte waren wie die Schwüre zweier Liebenden, die eins geworden sind . . .

Am Morgen aber wurden sie alle hinausgeschleppt auf die Straße und dort mit Mitrailleurten totgeschossen —

Ich weiß nicht, ob die Geschichte wahr ist. Wenigstens habe ich keine Beweismittel dafür. Ich glaube nicht einmal, daß es zur Zeit der französischen Revolution in Lyon ein Gefängnis gab, das St. Hilaire hieß. Oder es müßte denn ein merkwürdiger Zufall sein!

Aber das weiß ich: daß wir alle in einem Gefängnisse leben, mit der Gewißheit des nahenden Todes, und uns doch so wenig bestreben, einander zu helfen und Freude zu machen! Ist es nötig, daß auch wir noch in ein St. Hilaire geschleppt werden?

Wolkenlieder.

Weisse Wolken gleichen schönen Frauen,
Die von ferne wir im Bild nur schauen,
Die mit zarten Händen und mit weichen
Uns im Schlaf die müden Lider streichen,
Die wir nachts in heißen Träumen sehen,
Die am Morgen wieder von uns gehen,
Denen wir all unser Glück vertrauen —
Weisse Wolken gleichen schönen Frauen.



Eine weisse Wolke weht im Blauen
Ueber Bergen, Tälern, stillen Seen,
Und mit ihrem leichten silbergrauen
Schatten seh' ich deine Seele gehen.

Weisse Wolke, hörst mein Lied du klagen?
Warte, warte! Kannst du denn nicht weilen?
Und ich träume von vergang'nen Tagen,
Und die Wolke seh' ich fernwärts eilen.

Meine Sehnsucht liegt in stummem Beten,
Während deiner lieben Hände Segen
Von der weissen Wolke, der verwehten,
Aus sich breitet über meinen Wegen.



Bei meinem steten Wandern
folgt mir auf Schritt und Tritt
Ganz hoch am blauen Himmel
Ein weisses Wölkchen mit.

Sitz' ich beim roten Weine
Und dent' an dies und das,
Da blickt durchs Wirtshausfenster
Das Wölkchen in mein Glas.

Ich trink' ihm zu, dem Wölkchen:
Komm her und sei mein Gast,
Da du, wie ich, nicht Freunde
Und keine Heimat hast . . .



Das eben ist, was stumm verlangend mich,
So angstvoll scheu, so sehnsuchtsvoll hinzieht
Nach deiner Augen tiefem Märchenreich,
Nach diesen Zügen, blaß und blumenweich,
Die tiefer Ernst in edle Formen strich.
Dein ganzes Sein ist mir ein fremdes Lied,
So schön und gut, als Klängs von ferne her,
Von einem hohen Berg, der unerreicht,
Der unerreichbar nach den Sternen schaut;
In eine Wolke, die am Himmel blaut,
Mahnt mich die Melodie, wohl auch ans Meer
Und an die Welle, die das Ufer streicht . . .

Max Rudolf Kaufmann, Basel.

Trübe Stunde.

Wie Trauerflor wallt's von den Bergen nieder,
Gespenstisch reckt am schwarzen Felsenhang
Der Nebelriesen die verzerrten Glieder,
Und unten rauscht der See so dumpf und bang . . .

Kein Sonnenstrahl durchbricht die Wolkenmauer,
Am grauen Himmel kämpfen Nacht und Tag,
Und durch die feuchte Luft geht leis ein Schauer
Wie eines Todesengels flügel Schlag . . .

Hans Beerli, St. Gallen.